

# DER RUF IN DER NACHT

Von HANS MARSCHALL

Als die Dämmerung über Canlubang herniedersinkt, schreit vom Urwald herüber ein zänkischer Affe, springt mit kühnem Satz vom Gipfel des alten, knorrigen Tamarindenbaumes auf einen benachbarten Waringi und hockt dort mit böartigem Gesicht nieder.

Vor der Tür seines Bungalows steht Dr. Radén und sieht zum Himmel hinauf, an dem zwei kleine weiße Wölkchen schwimmen. Von der See herüber weht eine erfrischende Brise, die einen eigentümlichen Geruch mit sich trägt. Dr. Radén kennt diesen Wind und die Wölkchen am Himmel. Es sind die Vorboten für den nächtlichen Taifun, wie er so oft und mit verheerender Gewalt über die paradiesischen Philippinen dahinbraust, hundertjährige Bäume wie Streichhölzer aus der Erde dreht, mit sich reißt und ins Meer schleudert. Häufig kommt es vor, daß die alten, schweren Stämme die Bungalows, die aus Holz gebaut sind, eindrücken und alles Lebende unter sich begraben. Erst vor zwei Tagen wurden zweihundert Menschen von einem solchen Taifun mitgerissen, ins Meer geschleudert, den Haien zum Fraß.

Als am andern Morgen die Sonne auf das alltägliche Bild der Zerstörung schien, richteten die Eingeborenen lächelnd ihre Holzhäuser wieder auf.

„O, welch ein Unglück! — Welch ein namenloses Unglück!“ klagte ein Europäer.

Die Eingeborenen lächelten und zuckten die Achseln. „Es ist eben so! — Es muß wohl so sein! —“ Und als sich im Zuckerrohrfeld ein großes Geschrei erhob, weil ein Arbeiter einen kleinen Affen gefangen hatte, Affen, wie sie hier in Horden des Nachts in die Felder kommen, um sich an dem köstlichen „Cane“ (Zuckerrohr) gütlich zu tun, da deuteten sie zu dem kleinen Wesen mit den ängstlichen und doch heimtückischen Menschengesichtern hinüber, das der Arbeiter vorsichtig vor sich hertrug, und sagten: „Das ist ein Unglück, Sir!“

★

Dr. Radén kennt das Leben in den Tropen. Vier Jahre lebt er nun schon in der Einsamkeit, die etwas Köstliches in sich birgt. Manchmal in all den langen Monaten und Jahren ist wohl der Wunsch in ihm aufgestiegen: „Fort über Nacht! — Hinaus! — Zurück nach Europa!“

Und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß dann, wenn der Gedanke übermächtig wurde, jäh, mitten in die Stille hinein, ein dumpf klingender Ton ihn aufriß. Jener Ton, der entsteht, wenn jemand Einlaß begehrt und an die hohlen Bambusstäbe der Türe klopft. Dann kam irgendein Eingeborener, drehte zitternd und zagend den Hut in den Händen und sagte leise in singendem Tonfall auf Tagalisch: „Magandang gabi, Doktor!“ Das ist soviel wie: „Guten Abend, Herr Doktor, meine Tochter ist schwer erkrankt. Helfen Sie ihr, ich bitte!“ Dann reichte er dem Manne zwei Chinin-Tabletten: „Sofort die Kranke nehmen lassen und bis zum nächsten Morgen warten!“ Und der Filipino nahm sie mit demütiger Gebärde: „Many thanks, Sire! — Maraming salamat, po!“ und das „po“, das er an die Worte hängt, klingt immer nach. Es ist die Hingabe, der heiße, zitternde Dank dafür, daß ein Europäer einem Filipino Gutes tut.

An diesem Abend kann Dr. Radén nicht schlafen. Fernando, sein Boy, hat schon das Bett mit dem Moskitonetz fertig gemacht und steht wartend im Zimmer. Er nickt ihm freundlich zu, ein gedankenloses Lächeln im Blick, und schickt ihn schlafen.

Wie der Bursche sich dreht und wie sein Körper schlank und geschmeidig sich in den Hüften wiegt und biegt. Sie sind schöne Menschen, die Filipinos, schön wie ihre stolzen, spanischen Namen, die an eine ruhmreiche Vergangenheit erinnern, an